

Der Sohn

Von Erich Bockemühl

Mit dem alten Großvater auf Ruthenhof Tag um Tag leben zu müssen, war nun nachgerade wirklich eine Mühsal und ein Leid geworden. Die Erinnerungen an jenen Bauer von einst, von dem man wohl sagen konnte, daß er nichts Unüberlegtes tat und dessen Gang so war, als sei jeder Schritt bewußt, und dessen Sprache jedwedem den Eindruck machte, als sei jedes Wort in Zucht gehalten, mußte man verdrängen, um (Anna, die Schwiegertochter, sprach es oftmals aus) die Hilflosigkeit und die Unbeherrschtheit, um die Verwirrung dieser einst so starken Seele nicht selber immer wieder allzu schmerzhaft empfinden zu müssen.

Es wußte jedermann, seit wann es mit dem Alten so zurückgegangen war. Und wenn er im Juni 1918, als sein Sohn vermißt wurde, mit der ganzen Klarheit seines Denkens alles anstrebte und versuchte, um Gewißheit über sein Schicksal zu erlangen, so war es im November desselben Jahres unmöglich, ihn von der Richtigkeit der Nachricht über den Heldentod zu überzeugen, obwohl einige Briefe und die Taschenuhr unbedingt als die seinigen erkannt worden waren. Es war seit jenen Tagen, als sei etwas in ihm zerstört, als sei etwas ausgelöscht, verdunkelt, und in den kommenden Jahren ward es mehr und mehr wahrscheinlich, daß er den Sinn für das, was wir Zeit nennen, völlig verloren hatte. „Wann de Krieg ut es“, das war ein ständiges Wort für ihn, und es war ein Wort, an das sich die Sehnsucht eines zerbrochenen und verirrten Herzens klammerte, als habe es eine Wirklichkeit, in der sich das erfüllen könnte, was nun einmal unmöglich war.

„Wann de Krieg ut es“, meinte er in einer währenden Unzufriedenheit mit Knecht und Magd und seiner Schwiegertochter und auch vor allem mit seinem Enkel, der nun bereits herangewachsen war und die Führung des Hofes mehr und mehr schon übernommen hatte. Ja, „wann de Krieg ut es“, dann würde wohl alles wieder ordentlich werden, das Pflügen und das Mähen und das Melken und das Streuen des Strohs im Stall. Und indem ihm kaum mehr ein ruhiger Schlaf beschieden war, stand er des Nachts auf, schirrte eins der Pferde an, als wollte er aufs Feld gehen, woran er dann von Anna — und nur von der ließ er es geschehen — gehindert und wieder in sein Zimmer gebracht wurde. Die Nachbarn wußten wohl, daß es für Anna eine nicht leichte Aufgabe war, und vor allem nun, seitdem sie mit den beiden Töchtern und dem Knecht und der Magd allein war, um all den vielen Verpflichtungen des Hofes nachzukommen — eben seit den Tagen, da Hermann — und er hatte es auch nicht anders gewollt — fern in Königsberg, in der für sie entgegengesetzten Provinz des Deutschen Reiches, seiner Militärpflicht genügte. Vom Zurückstellen war keine Rede gewesen, und Anna sah wohl ein, es wäre auch eine gewisse Versündigung gewesen an einer Tradition, die sowohl in ihrem einftigen Elternhause wie auch in dem, in welchem sie nun schon fünfundzwanzig Jahre lebte, mit Ehrfurcht und Stolz geachtet wurde.

Sonderbar war es allen, die auf dem Hof zu Gast gewesen waren, daß der alte Bauer die Freunde von einst meist recht gut kannte und daß er andererseits von seinem Enkel Hermann, trotz dessen auffallender Ähnlichkeit mit seinem Vater, keine Notiz nehmen wollte. Er wartete eben auf den andern Hermann, der kommen würde, „wann de Krieg ut es“ . . . und lange könne es nicht mehr dauern, Hindenburg würde nun ein Ende machen . . .

So waren viele Jahre hingegangen, und aus dem stolzen starken Bauer von einst war für alle, die sein Schicksal nicht gekannt hatten, eine wahrhaft lächerliche Figur geworden, ein kleines, gebücktes und in Schritt und Wort unsicheres, ewig keifendes unzufriedenes Männlein. Jahre waren hingegangen, deren Geschehen am alten Bauer des Ruthenhofs vorübergeflogen waren wie Irrlichter, zum mindesten so, daß er die Wirklichkeiten der Dinge nicht erkannte und begriff . . . bis zu diesem Tage nun, da die Mutter schon am Mittag an der Türe wartete und hinüberschaute über das Feld zum Bahnhof hin, ob vielleicht schon mit diesem Zuge der Sohn aus dem fernen Ostpreußen angelangt sei. Denn, so dachte sie sich, je größer die Entfernung, gewiß, um so größer auch leicht die Verspätungen, um so eher aber auch kann es möglich sein, daß man irgendwo einen früheren Zug erhascht und eher kommt, als man es selbst erwartet. Es ist ja so, daß Bauernfrauen, wenn sie auch schon eine Viertelstunde ausgeschaut haben, erst hinter dem Haus bei den Milchteuten zu finden sind, wenn der, den sie längst erspähten, wirklich kommt. Anna dachte der Zeiten, da sie auf den Vater dessen wartete, den sie nun in ihre Arme schloß. Es war ihr Sohn, der große, starke Junge, der, war es ihr zur Freude oder zur Trauer — sie hätte es nicht sagen können —, in seiner grauen Uniform so ganz und gar dem Vater glich.

Solch eine Freude jedoch war auf dem Ruthenhof wohl seit zwanzig Jahren nicht gewesen. Die Schwestern, Knecht und Magd saßen, aus Hof und Stall herbeigeeilt, um den Tisch, und indem sie miteinander plauderten und die Tür zur kleinen Stube sich öffnete, wurden sie plötzlich durch einen Schrei erschreckt. Sie sprangen herzu, Mutter Anna griff den alten Mann noch, ehe er fallen konnte, Hermann war zur selben Zeit herzugespungen . . . und langsam, tief atmend, und immer leiser, immer stiller werdend und dann leise lächelnd strich der Großvater Hermann, strich er der Uniform, dem feldgrauen Kleid, über die Arme, und als er ganz zu sich gekommen war, sah er Hermann noch einmal groß an und sprach die Worte, daß nun der Krieg aus wäre, daß er nun zu Hause wäre und bleiben würde. Und indem er die Hand in die Hermanns legte, und indem die Mutter in tiefer Rührung die Hand dazulegte, zuckte es in des Alten Gesicht, daß sie erst glaubten, daß er vor Freude weine; aber es war dann so, daß sich der Körper langsam zur Seite legte, so daß Hermann ihn auffing in seinen Armen, in denen der Alte starb, noch im Verlöschen glaubend, daß es die Arme seines aus dem Felde heimgekehrten Sohnes wären.



Burghof

Foto: Bildarchiv